

Löcher in der Luft

Timo Züst



Für alle, die zugehört haben.



Vorwort, das

Die Welt ist laut. So laut, dass man manchmal die Musik voll aufdrehen muss, um etwas Ruhe zu haben.

Das Leben ist oft ein Stolpern von Meilenstein zu Meilenstein. Geburts- und- Feiertage, Wochenenden, Ferien. Tankstellen, bei denen wir kurz anhalten, einen Kaffee trinken, vielleicht sogar einen Donut essen, den Ölstand prüfen, auf-tanken und uns für die gefahrenen Kilometer zufrieden auf die Schultern klopfen. Wie die Menschen das «Leben im Autopiloten» wohl genannt hatten, als es noch keine Auto-piloten gab?

Nicht an allen fliegt der Alltag vorbei. Es gibt sie, die Menschen, die aus der Zeit gefallen scheinen. Sie erinnern ein bisschen an den fiktiven Charakter Andy Dufresne. Stephen King hatte ihn für seinen Klassiker «Die Verurteilten» er-sonnen. Er sitzt eine lebenslange Haftstrafe ab. Aber sein Kumpel Red beschreibt ihn teilweise als einen Mann, der einen Mantel der Freiheit trägt. Andys Geheimnis ist ein raffinierter Ausbruchs-Plan. Ich vermute, jeder dieser «Zeit-reisenden» hat ein Geheimnis.

Wenn dich jemand gut kennt, fragt er irgendwann: Woran denkst du? Was geht gerade in deinem Kopf vor? Die Frage überfordert mich. Als ob ich mehr davon verstehen würde, was gerade in meinem Kopf los ist als mein Gegenüber. Die Antwort besteht deshalb meist aus einer Floskel oder einer höflichen Lüge wie: «Nichts», «Ach, viel» oder «Etwas chaotisch». Darüber nachgedacht, was die richtige Antwort

wäre, hatte ich nie – bis vor Kurzem. Es stellt sich heraus: Viel mehr als einem chaotischen Strudel ähnelt das Ganze einem stillen Teich.

Haben Sie die konzentrischen Wellen, die ein Stein beim Durchbrechen der Wasseroberfläche aufwirft, als Kind auch begeistert? Ein passenderes Bild ist mir nicht eingefallen. Stellen Sie sich vor: Das Wasser ist unser Bewusstsein, die Steine sind die unzähligen Inputs, die das Leben bereithält. Manche sind klein, ihre Wellen nicht hoch, sie verebben rasch. Wie die Hintergrundmusik in einem Fahrstuhl. Manche sind riesig und schwer, ihr Aufprall ist lange spürbar, ihre Wellen wandern bis an das entfernteste Ufer. Vielleicht der Tod eines geliebten Menschen.

Richtig spannend wird es, wenn die Wellen unterwegs aufeinander treffen, sich gegenseitig ausbremsen, hochschaukeln oder neue aufwerfen. Wir denken und spüren vernetzt. Kein Ereignis, keine Erfahrung ist je völlig isoliert. Daher rührt wohl auch meine Unfähigkeit, in Worte zu fassen, woran ich gerade denke. Jede Minute, jede Sekunde platschen irgendwo Steinchen auf die Wasserfläche, bilden Wellen, kreuzen alte, werden unterbrochen, fortgesetzt, treffen auf Land. Was, in diesem Universum voller Möglichkeiten, ist schon ein einzelner Gedanke?

Auf diese Erkenntnis folgte der Wunsch nach Ordnung. Oder vielmehr: der Wunsch nach Orientierung. Jetzt, wo ich eine Vermutung über die Funktion meines Hirns habe, müsste es sich doch auch steuern – oder wenigstens für kurze Zeit stillhalten – lassen.

Der Ansatz dafür war die Suche nach den grössten «Wellenkreuzungen». Es gibt Themen, die aufgrund ihrer Masse andere Inputs anzuziehen scheinen. Und sie haben eines gemeinsam: Sie lassen sich mit einem unserer «grossen Wörter» beschreiben. Meist sind es Wörter, denen wir wenig bis gar keine Aufmerksamkeit zukommen lassen. Wir nehmen sie als selbstverständlich, klar, logisch und selbsterklärend war. Aber beim geistigen Erkunden dieser Begriffe stellte ich rasch fest, dass sich eine aktive Auseinandersetzung mit ihnen durchaus lohnt.

Die folgenden Seiten sind ein Protokoll dieser gedanklichen Reise. Ich habe 20 Wörter herausgesucht und über sie nachgedacht. Ohne Ziel, ohne Form- oder Stilvorgabe, ohne Konzept – aber manchmal bei ganz lauter Musik.

Das Resultat ist so chaotisch und laut wie unser Alltag. Sagen Sie nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt.

Timo Züst, Oktober 2022

Disclaimer: Alle Definitionen stammen aus dem Deutschen Duden.



Inhalt, der

1. Natur , die	Seite 11
2. Charakter , der	Seite 23
3. Realität , die	Seite 33
4. Macht , die	Seite 45
5. Humor , der	Seite 55
6. Individualismus , der	Seite 65
7. Chaos , das	Seite 77
8. Hoffnung , die	Seite 89
9. Schmerz , der	Seite 101
10. Freiheit , die	Seite 115
11. Erinnerung , die	Seite 129
12. Schicksal , das	Seite 143
13. Moral , die	Seite 155
14. Wahrheit , die	Seite 175
15. Politik , die	Seite 189
16. Zeitgeist , der	Seite 205
17. Kunst , die	Seite 221
18. Liebe , die	Seite 233
19. Nachhaltigkeit , die	Seite 251
20. Ende , das	Seite 259



Natur, die

alles, was an organischen und anorganischen
Erscheinungen ohne Zutun des Menschen existiert
oder sich entwickelt

[Gesamtheit der] Pflanzen, Tiere, Gewässer und
Gesteine als Teil der Erdoberfläche oder eines
bestimmten Gebietes [das nicht oder nur wenig von
Menschen besiedelt oder umgestaltet ist]

Irgendwas drückt unangenehm auf meinen rechten Hüftknochen. Noch rieche ich nichts. Vermutlich wegen der Kälte. Oder der übrig gebliebenen Schlaf-Benommenheit. Ich drehe mich auf den Rücken. Es ist noch dunkel. Das erste Tageslicht wird erst in einigen Stunden durch die Bäume dringen. Auch das kühle Mondlicht fehlt. Die Wolken des Tages haben sich wohl auch in der Nacht nicht verzogen. Aber ich weiss, wie es um mich herum aussieht. Ich bin nicht zum ersten Mal hier. Es ist ein guter Platz, vor allem im Winter. Die kleine Lichtung ist nur rund 100 Meter von einem wenig bekannten Wanderweg entfernt. Und wenn Schnee liegt, trifft man auf dieser Strecke sowieso kaum jemanden. Die Jogger, Hündeler und Spaziergänger bevorzugen die grösseren Forststrassen. Dort lässt es sich müheloser gehen – auf dem von den Reifen der schweren Fahrzeuge festgepressten Schnee.

Von einer Lichtung zu sprechen, ist eigentlich übertrieben. Die wenigen Quadratmeter freien Waldbodens sind wohl bloss entstanden, weil das Blätterdach der Eiche im Sommer wenig Licht durchlässt. Damit hält der mächtige Baum die Fichten und Weissstannen auf Abstand. Im Winter erwecken die kahlen Äste den Eindruck einer Lichtung und bieten gleichzeitig noch etwas Schutz. Ich liege in einer Mulde zwischen zwei grossen Wurzelsträngen. Der Boden hier ist dank einer Schicht Laub und etwas Schnee angenehm weich. Mit Ausnahme von kleinen Ästen oder Steinen, auf die man sich im Schlaf manchmal dreht. Unter mir habe ich eine dünne Plastikplane ausgebreitet – gegen die Nässe. Abgesehen von der Kleidung schützt mich nur ein alter Schlafsack vor der Kälte. Richtig warm wird es mir damit bei die-

sen Minustemperaturen nie. Aber das ist okay. Ich verlasse mein Haus in solchen Nächten nicht, um wohlige Wärme zu genießen. Ich will spüren, was uns hinter dicken Wänden und Doppelglas verborgen bleibt.

Inzwischen rieche ich auch wieder etwas. Die Gerüche des Waldes sind im Winter nur ansatzweise wahrnehmbar. Trotzdem: Da ist Erde, das Öl der Nadeln, Holz von der nahen Schlagstelle und der muffige Geschmack des Schlafsacks. Ich schliesse die Augen in der Hoffnung auf etwas mehr Schlaf.

Wir definieren die Natur mit der Abwesenheit des Menschen. Ja, sogar mit der Abwesenheit menschlichen Einflusses. Gibt es das überhaupt noch? Regionen oder auch nur ein kleines Gebiet, das frei von menschlichem Einfluss ist? Die Antwort ist nicht eindeutig. Man muss nicht bis in den Osten Russlands, ins Amazonas-Gebiet oder die Arktis reisen, um den Menschen zu entkommen. Schon in den gut erschlossenen Bergen der Alpen kann man mit der richtigen Planung tagelang unterwegs sein, ohne jemanden zu Gesicht zu bekommen. Aber die physische Abwesenheit schliesst den Einfluss des Menschen nicht aus. Wir hinterlassen überall unsere Spuren. Das betrifft nicht nur den Abfall – insbesondere Mikroplastik –, der die entlegensten Winkel der Erde erreicht. Auch gebaut haben wir fast überall: Samenbank in der Arktis, Internetkabel auf dem Meeresboden, Militär-Bunker, Skigebiete und Mobilfunkantennen in den Bergen, Ural-Minen in der Tundra, Salz- und Kupfer-

abbau in Chile. Und dann ist da natürlich noch der Einfluss der global-industrialisierten Zivilisation auf das Klima.

Als Crutzen und Stoermer im Jahr 2000 den Begriff des Anthropozän ins Spiel brachten, schlug ihnen Skepsis entgegen. Ihre Überlegung: Der Mensch ist inzwischen einer der wichtigsten biologischen, geologischen, und atmosphärischen Einflussfaktoren. Anders gesagt: Wir verändern die Welt.

Bei der Biologie und der Atmosphärenchemie sind die Begründungen offensichtlich. Der Mensch ist für ein globales Artensterben und unzählige Artenverschleppungen, das Verschwinden oder die Verwandlung ganzer Ökosysteme sowie die rasante Ausbreitung von Krankheiten verantwortlich. Was die Atmosphäre angeht: Die manipulieren wir durch die Freisetzung grosser Mengen an Treibhausgasen wie CO₂. Aber was ist mit der Geologie? Nun, der Mensch erschafft beispielsweise neue Mineralien. Das passiert hauptsächlich im Bergbau. In den letzten 250 Jahren sollen so mehr Mineralien entstanden sein als je zuvor in der Erdgeschichte. Aber wir verändern nicht nur die Bestandteile unseres Planeten, sondern auch sein Aussehen. Aufgrund der steigenden Meeresspiegel gehen jedes Jahr Quadratkilometer Land unter. Gleichzeitig breiten sich an Land die Wüsten aus. Ausserdem sind das vom Mond reflektierte Sonnenlicht und die schwachen Strahlen ferner Sterne nachts nicht mehr die einzigen Quellen von Helligkeit.

Inzwischen hat sich das Anthropozän als Bezeichnung der aktuellen, geochronologischen Epoche etabliert. Zumindest

bestreitet in der Wissenschaft kaum noch jemand, dass der Mensch die Welt nachhaltig verändert bzw. verändert hat.

Im Buch «Der Wanderfalke» schreibt der Bibliothekar John Alec Blaker über seine Tage in den Feldern Ostenglands. Dort beobachtet er Vögel. Insbesondere der Wanderfalke fasziniert ihn. Seine Erzählungen sind minuziös und wegen ihrer Exaktheit atemberaubend schön. Der Mann – er verstarb 1986 – hatte offensichtlich eine innige Beziehung zur Natur. Und doch weiss er: Nichts, absolut gar nichts, flösst einem Wildtier mehr Angst ein als der Anblick eines Menschen. Sogar, wenn es verletzt am Boden liegt und kaum noch die Kraft hat, sich aufzurichten, ist die Reaktion auf das Eintreffen eines Menschen immer die gleiche: nackte Panik.

Katzen lernen die Grausamkeit von ihren Müttern. Das gilt sowohl für unsere Hauskatzen als auch für die Löwen der Savanne. Das Spiel mit dem Essen erfüllt nebst der reinen Belustigung aber auch einen anderen Zweck: Es schärft Jagdsinn, Geschicklichkeit und Reaktionsgeschwindigkeit. Einziger Unterschied zwischen Hauskatze und Wildtier ist die Tatsache, dass unsere «Büsis» nicht auf die Feldmaus als Nahrung angewiesen sind. Früher war das anders. Die Vorfahren der heutigen Hauskatze lebten schon vor ihrer Domestizierung jahrtausendlang an unserer Seite. Nach DNA-Analysen geht man davon aus, dass die Tiere den Wanderbauern im Fruchtbaren Halbmond schon vor rund 8000 Jahren folgten. Aus gutem Grund: Sie jagten die Ratten, die sich an Abfall und Getreide labten. Die Menschen akzeptierten und begrüßten deshalb die Anwesenheit der

Katzen. Eine frühe «Win-Win-Situation». Erst viel später veränderte sich das Genmaterial der Tiere so stark, dass man von einer Domestizierung sprechen kann. Trotzdem: Das Jagen haben viele Hauskatzen bis heute nicht verlernt. Und in ländlichen Gebieten tauchen immer wieder verwilderte Streuner auf.

Viel klarer ist die Situation beim «besten Freund des Menschen». Zwar ist umstritten, wann genau wir auf die Idee kamen, aus dem wilden Wolf einen Haushund zu machen. Die Schätzungen variieren von vor 15'000 bis zu vor 100'000 Jahren. Aber: Der Haushund hat kaum noch etwas mit einem Wolf gemein. Damit ist er nicht allein. Ein Tier gilt als domestiziert, wenn der Mensch durch die Auswahl bestimmter Kriterien entscheidend in dessen evolutionäre Entwicklung eingreift. Alle weit verbreiteten Haus- und Nutztiere lassen sich deshalb genetisch eindeutig von ihrem «freien» Gegenpaar abgrenzen.

Wenn wir nun die Natur als den menschenfreien Bereich der Welt definieren, was bedeutet das für unsere Haus- und Nutztiere? Sind sie ebenfalls nicht Teil der Natur? Gibt es vielleicht Grenzfälle? Ist eine Hauskatze, die sich mit der Jagd auf Mäuse selbst ernähren kann, natürlicher als ein (Haus-)Hund, der für sein Überleben vollständig auf den Menschen angewiesen ist?

Darwin hat Recht behalten. 30 bzw. 132 Jahre nach seinem Tod wurde seine Voraussage belegt. Sie betraf die Bestäubung der in Madagaskar heimischen Komet-Orchidee. Sie hat einen rund 30 Zentimeter langen Sporn. Darwin be-

hauptete, es müsse auf der Inselgruppe einen Nachtfalter geben, der über einen genügend langen Rüssel verfügt, um die Pflanze bestäuben zu können. Der Evolutions-Forscher verstarb im April 1882. Knapp 30 Jahre später wurde der Schwärmer mit dem klingenden Namen *Xanthopan morgani praedicta* entdeckt. Das lateinische «praedictus» entlarvt ihn als «den Vorausgesagten». Es vergingen weitere 100 Jahre, bis der eindeutige Zusammenhang zwischen dem Falter und der Bestäubung jener Komet-Orchidee nachgewiesen wurde. Nicht nur damit lag Darwins richtig. Seine Evolutionstheorie ist heute Allgemeinwissen – bis auf wenige sehr kreative Ausnahmen.

Evolution läuft ohne menschliches Zutun ab. Sie ist, grob gesagt, das «Überleben des Stärkeren». Die vielen Herausforderungen, mit denen alle Lebensformen der Erde konfrontiert sind, führen zu genetischen Veränderungen. Je präziser sich eine Pflanze oder ein Tier der Umgebung anpasst, desto grösser sind die Überlebenschancen. Anders gesagt: Evolution ist Natur.

Noch wissen wir nicht genau, wo und wie das Leben auf der Erde begonnen hat. Die Vermutung liegt nahe, dass der Funke irgendwo im Meer übersprang – vielleicht bei einer heissen Unterwasserquelle. So oder so: Der Startschuss fiel vor rund 3,5 Milliarden Jahren. Mit den ersten Einzellern. Der Mensch bzw. der *Homo sapiens* und seine Vorfahren, der *Ardipithecus ramidus*, der *Australopithecus afarensis*, der *Homo rudolfensis*, der *Homo habilis* und *Homo ergaster* sowie der etwas bekanntere «aufrecht gehende» *Homo erectus* betraten die Bühne erst vor rund 6 Millionen Jahren.

Wir sind also keine besonders alte Spezies. Zum Vergleich: Fossilien des heute noch lebenden Kiemenflusskrebsses wurden in bis zu 220 Mio. Jahre altem Sedimentgestein gefunden. Diese «Urzeitkrebse» gab es also schon, bevor die ersten Dinosaurier auftauchten, und es gibt sie auch heute noch. 66 Mio. Jahre nachdem die Weltherrschaft der Dinosaurier jäh beendet wurde. Bleibt eine Spezies über lange Zeit unverändert, bedeutet das – wie beim Weissen Hai oder dem Krokodil – aus evolutionärer Sicht vor allem eins: Sie ist bereits so weit optimiert, dass weitere Entwicklungen erst nötig werden, wenn sich ihre Umwelt drastisch verändert.

Im Vergleich zu diesen «Stoikern» hat sich der Mensch rasant entwickelt: In nur 6 Millionen Jahren vom unbedeutenden Menschenaffen zum unangefochtenen Weltherrscher und Weltveränderer. Statt mit Stöcken auf Nüsse einzuprügeln, bauen wir nun Raketen, die uns zum Mars bringen sollen. Nichts deutet derzeit darauf hin, dass sich das Machtgefüge auf unserem Planeten in den nächsten Jahren ändern wird. Zwar prophezeien uns diverse wissenschaftliche Gremien seit längerem ein düsteres Ende. Zum Beispiel das MIT im 1972. Mit Hilfe der damaligen (primitiven) Computer erstellten Mathematiker und Ökonomen Modelle, die den Zeitpunkt des Zusammenbruchs unserer Wachstums-Ökonomie berechnen sollten. Sie kamen auf drei Hauptszenarien. Eines davon – es trifft nach heutigem Wissenstand ziemlich genau zu – geht von einem rapiden Einbruch ab dem Jahr 2050 aus, vielleicht auch schon ab 2040.

Auch wenn wir solche Warnungen ernst nehmen sollten, handelt es sich dabei nach wie vor um blosse Annahmen.

Gut möglich, dass sie eintreffen. Genauso gut möglich, dass zuvor ein technischer Meilenstein erreicht wird, der unsere Emissions- bzw. Klima-, Ernährungs- oder Wachstumsprobleme löst. Schon eines davon würde unser «Lebensdauer» massiv verlängern.

Und genau in dieser Hoffnung scheint die Krux der Beziehung des Menschen zur Natur zu liegen. Die Evolution findet für fast alles eine Lösung. Aber sie braucht dafür Zeit, viel Zeit, mehrere Generationen. Das zeigt uns die Erdgeschichte deutlich auf – es fanden schon viele grosse Massenaussterben statt. Wahrscheinliche Ursachen sind Vulkane, Übersäuerung der Ozeane, klimatische Veränderungen oder der Einschlag eines Kometen. Für so plötzliche und heftige Szenarien hat die Evolution nur eine Lösung: einen (fast) kompletten Artenwechsel. Das Aussterben allein würde den Menschen also noch nicht unnatürlich machen. Auch die Tatsache, dass wir unseren Untergang mehrheitlich selbst hervorrufen, ist in der Tier- und Pflanzenwelt noch kein Alleinstellungsmerkmal. Fressgier bis zur Selbstzerstörung findet sich auch anderswo, insbesondere bei invasiven Arten, die einen gedeckten Tisch vorfinden. Was uns aber von allen anderen Lebensformen unterscheidet, ist die Tatsache, dass wir uns unseres drohenden Untergangs bewusst sind. Deshalb haben wir uns auch Homo sapiens, den «verstehenden, verständigenden» Mensch, getauft.

Ist es also richtig, dass wir die Natur mit der Abwesenheit des Menschen definieren? Auch hier ist die Antwort nicht eindeutig. Der Mensch ist während seiner Evolution den Naturgesetzen gefolgt und wird noch heute von ihnen be-

herrscht, ohne sie vollständig zu verstehen. Wir sind, soweit wir wissen, die einzige Lebensform auf unserem Planeten mit einem Bewusstsein in der Ausprägung, wie wir es verstehen. Und wir sind dabei, uns selbst und viele andere Arten zu zerstören. Aber macht uns das unnatürlich? Oder ist der menschliche Zustand vielleicht nur ein Schritt der Evolution in die falsche Richtung, der sich irgendwann korrigieren wird? So oder so: Vermutlich wird es Zeit, die Definition des Begriffs «Natur» zu überdenken. Denn Mensch und Natur sind so eng vernetzt, dass eine klare Trennung schon lange nicht mehr möglich ist. Sechs Millionen Jahre Evolution lassen sich nicht durch einige Jahrtausende des «zivilisierten Lebens» eliminieren – nicht mal in Zeiten von Fertigpizzas und Internet. Wir haben uns lediglich selbst domestiziert und wie unsere Hauskatzen können einige von uns heute noch zu Streunern werden. Der Mensch ist Teil der Natur, die Natur ist Teil des Menschen. Und vielleicht, nur vielleicht, ist dieses Umdenken der Anfang unseres nächsten Evolutionsschritts.

Der Schlaf kommt nicht mehr. Trotzdem behalte ich die Augen geschlossen. Ich will die Ruhe des Waldes nicht mit meiner Taschenlampe stören. Lieber warte ich auf das erste Tageslicht. Ich liege nun bequem auf dem Rücken. Ein leichter Wind bewegt die Äste der Bäume. Das Rauschen vermittelt ein Gefühl von Grösse. Als würde sich der Wald kilometerweise in alle Richtungen erstrecken – über die Hügel und Täler bis zum Gebirge und an dessen Flanken hoch, bis nur noch Sträucher, Gras und Blumen genügend Sauerstoff zum

Leben finden. Ich gebe mich der Illusion hin, auch wenn ich weiss, dass die Stadt nur eine halbe Stunde entfernt ist.

Es wird langsam hell, ohne dass die Sonne zu sehen wäre. Ich setze mich auf, lehne mich mit dem Rücken an die Eiche, beobachte die Fichten und Weisstannen gegenüber. Es dauert eine Weile, bis mir das Reh auffällt. Es steht zwischen den Bäumen etwa 20 Meter entfernt und bewegt sich langsam auf die Lichtung zu. Vielleicht hofft es, hier unter dem Schnee etwas Nahrung zu finden. Ich rühre mich nicht und schein dem Tier nicht aufzufallen. Erst als es auf die offene Fläche heraustritt, richten sich seine schwarzen Augen auf mich. Es verharrt urplötzlich. Wir schauen uns einige Sekunden an. Ich versuche ruhig zu atmen. Irgendwann öffne ich die Lippen und beginne ein beruhigendes «ssshhh..» zu flüstern. Das Reh hört mich, dreht sich blitzschnell um und verschwindet mit elegant federnden Sätzen im Dickicht. Ich bleibe noch kurz sitzen und packe dann meine Sachen. Mir ist kalt.